# Your Smile

Von abgemeldet

## Kapitel 12: Family

**FAMILY**

**DION VAN DORVE**

Ich sah Tess schon von Weitem. Sie wirkte unruhig und angespannt, wie sie da vor der gläsernen Flügeltür auf und ab lief. Eigentlich hatten wir uns für heute zu einem Nachmittag im *Factory* verabredet, doch kurz vor der geplanten Zeit, hatte sie mich angerufen und gesagt, es würde heute ausfallen. Dann hatte sie mich hierher gebeten. Ihre Stimme hatte am Telefon so geklungen, wie sie jetzt wirkte: unruhig und angespannt. Ich hatte keine Ahnung, warum sie mich zum Krankenhaus gelotst hatte. Ebenso wenig wusste ich, warum sie mich gebeten hatte zu kommen und nicht Grace. Nicht, dass ich mich nicht darüber freute, dass sie dabei an mich dachte, aber … es war einfach ungewöhnlich.

Eilig lief ich auf sie zu. Krankenhäuser waren noch nie mein Ding gewesen. So hilfreich sie auch waren, sie wurden trotzdem von einer unangenehmen Note umgeben. Diese ganz eigene Atmosphäre, die nur ein Krankenhaus hatte. Es war etwas, was man eher unterbewusst wirklich wahrnahm und nur richtig bemerkte, wenn man speziell darüber nachdachte. So, wie ein Krankenhaus ein Ort des Lebens war, so war es auch ein Ort des Todes. Mir war klar, dass das ziemlich abgedroschen klang, aber für mich war das nun mal Fakt. Krankenhaus bedeutete eben nicht nur Heilung, Genesung und Rehabilitation. Es bedeutete auch Krankheit, Leiden und Schmerzen.

Und dass Tess mich zum Krankenhaus gerufen hatte, ließ mich kalt erschauern. Ich folgte ihrer Bitte zu kommen in völliger Ungewissheit, weswegen.

Als sie mich kommen sah, kam Tess mir entgegen. Ihre Bewegungen wirkten fahrig, so hatte ich sie in der Zeit, in der ich sie kannte, noch nicht erlebt. Irgendetwas musste geschehen sein.

»Dion, gut, dass du da bist«, begrüßte Tess mich hastig und lächelte flüchtig. Sie umfasste meine Handgelenke. So etwas beherrscht Aufgelöstes kannte ich auch von Sally. Selbst in Momenten offensichtlicher Verzweiflung fuchtelten Mädchen nicht

wie irre mit den Armen in der Luft herum. Tess sah mich eindringlich an, dann ließ sie mich wieder los und holte ihr Handy aus der Hosentasche. Ihre Finger zitterten, als sie durch das Menü blätterte. Es war kalt draußen und ich hatte keine Ahnung, wie lange sie schon hier draußen auf mich wartete. Doch ich hatte keine Zeit, um weiter darüber nachzudenken, denn in dem Moment hielt Tess mir ihr Telefon hin. Sie hatte eine eingegangene SMS geöffnet. Sie war von Grace.

*Dad ist eingeliefert worden.*

Dad ist eingeliefert worden. Der Satz schien sich in mein Hirn zu brennen. Nur allmählich sickerte mir ins Bewusstsein, was das bedeutete. Hierbei ging es um Grace. Tess war wegen Grace hier und hatte mich gerufen. Abgesehen davon, dass mein Puls allein deswegen in die Höhe schnellen könnte, wurde mir mit ziemlicher Wucht klar, dass es hier nicht nur um Grace allein ging, sondern auch um seine Familie.

Ich sah vom Display auf und schaute Tess an. Sie hatte die Augenbrauen besorgt zusammengezogen, dann nahm sie mir das Handy wieder ab, schloss das Menü und steckte es wieder weg. Mit beiden Händen fuhr sie sich durch die Haare, als sie ausatmete, stieg eine Dampfwolke in die Luft auf.

»Also … bevor wir reingehen … solltest du vielleicht etwas wissen …«, meinte sie. Tess warf einen Blick auf das Krankenhaus, bevor sie fortfuhr. »Du hast bestimmt schon mitbekommen, dass das Thema Familie bei Grace … eine sehr eigene Reaktion auslöst. Egal, wie sehr man ihn auch aus seinem Schneckenhaus lockt, wenn man dieses Thema anschneidet, verkriecht er sich sofort wieder. Du musst wissen, bevor er mir etwas über sein Familienleben erzählt hat, ist eine Ewigkeit vergangen. Und wir haben auch nur exakt zwei Mal darüber geredet. Grace redet nicht über seine Familie. Er vermeidet es, jedes Mal, wenn es um irgendwas Familiäres geht, weicht er ihm aus, er lenkt von sich ab, damit nur niemand nachfragt. Also … wenn wir da jetzt reingehen, dann … dann bitte, Dion, bitte frag ihn nicht. Ich weiß nicht, was uns da drinnen erwartet, ich weiß nicht, wie Grace reagieren wird auf diese Situation. Ich kann es mir nur vorstellen und ehrlich gesagt … bin ich mir nicht mal sicher, ob meine Vorstellung auch irgendwie der Realität entsprechen könnten. Vielleicht wird er uns rausschmeißen, vielleicht wird er sauer sein, vielleicht wird er auch einfach nur apathisch in einer Ecke sitzen. Nur bitte, bitte, bitte … frag ihn nicht aus. Sei einfach nur da. Ich bin sicher, er wird dankbar sein … wenn nicht jetzt, dann später.«

Tess' kleine Ansprache verunsicherte mich ein wenig. Dass Familie für Grace ein Tabuthema war, war mir schon bewusst. Ich hatte es immerhin selbst erlebt, dass er sofort abblockte, wenn es auch nur in die Richtung ging. Ich wusste nicht, ob ich mich freuen oder Angst haben sollte. Einerseits brannte ich regelrecht darauf, etwas mehr über Grace zu erfahren, andererseits fragte ich mich, ob es mich mit ihm ein Stück weiterbringen würde, wenn ich in diese offensichtlich sehr empfindliche Sache eintauchte. Vielleicht blieb mir nichts anderes übrig, als auf das Beste zu hoffen.

Doch wenn selbst Tess nicht wusste, worauf wir gefasst sein mussten — Tess, der einzige Mensch, der Grace wirklich kannte —, reichte es dann zu hoffen?

Ich atmete tief durch, bevor Tess und ich gemeinsam durch die Glastür gingen. Tess

steuerte auf den Service Point zu, und ich folgte ihr schweigend. Die Frau hinter dem Tresen sah reichlich gelangweilt aus. Ihr lichtes, mausbraunes Haar war achtlos nach hinten frisiert und ihre Mundwinkel zeigten nach unten.

»Hi. Wir suchen jemanden«, sagte Tess und trommelte mit den Fingern beider Hände auf dem Tresen herum. Sie war ungeduldig, sie wollte so schnell wie möglich zu Grace. Die Frau hob die Augen und sah Tess abwartend an. Ihr Blick sagte alles. Sie hasste es, von Jugendlichen angesprochen zu werden. Vermutlich hasste sie auch ihren Job, aber das spielte im Moment keine Rolle. Vielleicht sollte das Krankenhaus mal über kompetenteres Personal für den Service Point nachdenken …

»Grace«, sagte Tess. »Everett.«

Während die Frau auf ihre Tastatur nach dem Ein-Finger-Such-System einhakte, fragte ich mich, ob Tess den richtigen Namen genannt hatte. Es ergab keinen Sinn. Grace, Everett oder Everett Grace. Beides war unlogisch. Grace hieß doch Ethan mit Nachnamen … Die Tresenfrau unterbrach mich in meinem konfusen Gedankengang, als sie mit gelangweilter Stimme fragte: »Sind Sie Angehörige?«

»Nein«, antwortete Tess schnell. Die Frau verzog keine Miene.

»Dann dürfen Sie nicht zu ihm.«

Ich machte schon den Mund auf, um irgendwas Dummes zu sagen, als Tess mir zuvorkam. Sie schien die Reaktion erwartet zu haben, denn sie beugte sich ein Stück zu der Dame vor und senkte die Stimme.

»Wir wollen auch nicht zu ihm. Wir suchen seinen Sohn. Er muss hier sein und wir denken, dass er bei seinem Vater ist«, erklärte sie. Die Alte zeigte sich unbeeindruckt. Innerlich fing ich an zu brodeln. Verdammt, als hätten wir vor, jemanden umzubringen! Auf der anderen Seite schien es ernst um Grace' Vater zu stehen. Offenbar gab es eine Freigabe, wer zu ihm durfte und wer nicht und das war für gewöhnlich nur … auf der Intensivstation üblich …

Mir sackte das Herz ab.

»Gehen Sie zur Intensiv und fragen Sie da nach«, erwiderte die Frau nur, wandte den Blick ab und damit schien das Thema offensichtlich beendet zu sein. Für Tess war es genug, sie löste sich vom Tresen, schnappte nach meiner Hand und hastete zum Gebäudeplan des Krankenhauses, um zu sehen, wo die Intensivstation war. Sie riss mich nahezu mit sich und es überraschte mich, wie viel Kraft in Tess steckte. Zusammen studierten wir den Plan, dann stach sie mit dem Finger auf die Karte, rief »Da!« und hastete mit mir im Schlepptau zum Fahrstuhl.

Wir eilten so schnell wie möglich durch die Flure ohne dabei zu rennen. Mir fiel es schwer, nicht einfach loszulaufen und Tess schien es dabei nicht anders zu gehen. Im Vorbereich zur Intensivstation ging Tess wieder zur Information. Mit einer Hand strich sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn, lächelte flüchtig den Krankenpfleger an, der dort stand.

»Everett Grace?«, fragte sie atemlos.

»Sind Sie Angehörige?«

So langsam kotzte diese Frage mich an. Sahen wir denn aus, als wären wir Geschwister? Tess hatte offensichtlich einen plötzlichen Gefühlsausbruch, denn sie knallte ihre flachen Handflächen auf den Tresen, holte tief Luft und ratterte in einem Mordstemo dieselbe Erklärung runter, die sie wenige Minuten noch der Frau am Service Point gegeben hatte. Der Blick des Pflegers pendelte misstrauisch zwischen Tess und mir. Vermutlich hätte er uns am liebsten auf Waffen kontrolliert. Mein Gott, manchmal konnte einen diese Krankenhauspolitik wirklich krank machen. Ich drehte der Info den Rücken zu und spielte einen Moment mit dem Gedanken, Mom oder Dad ausrufen zu lassen, als mein Blick durch die Glastüren fiel, die zum Flur der Intensivstation führten.

Dort, ein Stück von den Türen entfernt, saß Grace auf einer Bank an der Wand, die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen. Er wiegte sich leicht vor und zurück, seine Haare fielen über seine Finger.

Alles andere schien auf einmal wie aus meiner Umgebung ausgeblendet. Da saß nur Grace auf dieser weißen Bank in diesem weißen Flur. Nur diese verdammte Tür trennte uns. Die Tür trennte uns körperlich, aber geistig … da trennte uns noch sehr, sehr viel mehr.

Die Umgebung nahm wieder Gestalt an, als ein Arzt aus dem Grace' gegenüberliegenden Raum kam. Grace hob den Kopf und war sofort auf den Beinen als er den in weiß gepackten Menschen sah. Sie unterhielten sich, kurz, der Arzt schüttelte nur leicht den Kopf. Grace senkte den Blick, ließ die Schultern hängen und dann fiel er wie ein nasser Sack auf den Sitz zurück. Kurz legte er den Kopf in den Nacken, schloss die Augen und fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. Er hatte die Beine ausgestreckt. Vermutlich wäre jeder vorbeieilende Arzt darüber gestolpert.

Der Arzt, der eben noch mit Grace gesprochen hatte, verließ die Intensiv durch die Tür, während er durch die Akte blätterte, die er in der Hand hatte. Er hob kurz den Blick, sah zuerst mich und dann Tess an. Als er an den Tresen herantrat und die Akte dem Pfleger übergab, warf ich einen Blick auf das Namensschild des Kittelträgers. Dr. Baldwin.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, wandte Dr. Baldwin sich an Tess und mich. Noch bevor einer von uns antworten konnte, ergriff der Pfleger hinter der Info das Wort und erklärte dem Doktor kurz, worum es ging. Dr. Baldwin sah von Tess zu mir und dann durch die Glastür zu Grace. Tess folgte seinem Blick. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich auf eine Weise, die einem fast das Blut gefrieren ließ. Sie sah aus, als hätte sie ernsthaft Angst um ihn.

Dr. Baldwin seufzte. »Gehen Sie zu ihm«, meinte er schließlich zu uns. »Ich denke, er braucht jetzt die Gesellschaft seiner Freunde.«

Der Doktor nickte dem Pfleger kurz zu, gab ein paar Anweisungen, einige davon auch an uns und wandte sich dann ab. Tess und ich hätten vermutlich fast die Tür eingerannt, aber wir beherrschten uns mühsam. Schnell betraten wir den Flur der Intensiv und hasteten zu Grace, der immer noch ziemlich kraftlos auf der Bank mehr lag, als saß.

»Hey«, sagte Tess leise, als sie sich langsam neben ihm niederließ. Grace hatte die Augen geschlossen, die Hände über der Stirn gefaltet.

»Hey«, murmelte er ohne die Augen zu öffnen. Ich setzte mich auf den anderen freien Platz neben ihn. Als er langsam die Lider aufschlug, setzte er sich auch auf, beugte sich vor und stützte sich wieder auf die Knie. Fast hätte ich gesagt, dass neben mir eine völlig fremde Person saß. Grace war blass und wirkte, als hätte er einige Tage nicht geschlafen. Seine Augen — seine sonst so kraftvollen, charismatischen Augen — sie waren trüb und ausdruckslos. Mit den Händen pflügte er durch seinen Schopf, dann faltete er die Hände über dem Kopf und hielt so zusammengeklappte inne.

Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht einmal, was genau los war. Aber Tess hatte gesagt, ich sollte einfach da sein. Sie sagte ebenfalls nicht, sondern legte ihm nur die Hand auf den Rücken und strich behutsam darüber. Grace rührte sich nicht. Während Tess geduldig dasaß, schaute ich durch das Fenster in den gegenüberliegenden Raum. Die Zimmertür war zu und die Blenden des Sichtfensters nicht geschlossen. In dem Bett lag ein Mann, dessen Alter ich schwer schätzen konnte. Seine Züge waren ausdruckslos, doch obwohl sein Gesicht keine Regung zeigte, sah er irgendwie ziemlich mitgenommen aus. Die Wangen waren eingefallen und er hatte tiefe Ringe unter den Augen. Sein Körper hing an vielen Geräten, ein Monitor zeichnete seinen Herzschlag auf. Zahlreiche Katheter waren gelegt worden, die alle an irgendwelchen Tröpfen hingen.

Trotz all dem war die Ähnlichkeit zwischen ihm und Grace unverkennbar. Irgendwie war es ein seltsames Gefühl, einen von Grace' Elternteilen zu sehen. Sie waren vorher so etwas wie eine Abstraktion gewesen und man hätte fast meinen können, Grace hätte gar keine Eltern. Zu gerne hätte ich den Grund erfahren, warum Grace' Dad hier auf der Intensivstation lag, was geschehen war; warum Grace nicht über seine Familie sprach und allein lebte … es gab noch so vieles, was ich gern über ihn gewusst hätte. Ich ertappte mich jedes Mal aufs Neue dabei, wie ich Tess um ihre Vertrautheit mit ihm beneidete. Selbst jetzt wusste sie vermutlich immer noch mehr als ich.

Grace regte sich und setzte sich wieder auf, lehnte sich gegen die Wand in seinem Rücken und starrte auf seine Hände. »Er braucht 'ne neue Leber, hat der Arzt gesagt. Eine verdammte neue Leber …«

Tess streichelte durch seine Haare, aber er schien es gar nicht zu merken. Sein Blick war starr, trüb. Er wirkte wie jemand, der nichts mehr hatte, was ihn hielt. So … verlassen, getroffen … am Boden zerstört. Das hier war ein Teil seiner wahren Persönlichkeit. Etwas sehr Privates, Intimes; etwas, was er vor der ganzen Welt versteckt hielt. Den zerbrechlichen Teil seines Seins. Mir war es immer so vorgekommen, dass die meisten dachten, dass Grace' Charakter sehr oberflächlich wäre; dass er nur die wenigen Charakterzüge hatte, die er der Öffentlichkeit zeigte.

Dabei war es genau das Gegenteil. Sein Charakter war alles andere als oberflächlich. Er machte jedem einfach nur etwas vor und war dabei so gut in seiner Rolle, dass es niemanden gab, der daran zweifelte.

»Es wird wieder«, murmelte Tess beruhigend. Ärger flackerte in Grace' Augen auf.

»Ach ja? Wie lange wird es wohl dauern, bis er die nächste Leber braucht und die nächste und dann wieder die nächste? Er hat doch Übung, nächstes Mal wird es bestimmt schneller gehen. Und er muss dann immer und immer wieder auf eine gesunde, neue Leber warten, die ihm irgendein armes, gutes Schwein abtritt, damit er sie wieder unrettbar zerstören kann«, sagte er verächtlich, doch der Ärger klang in seiner Stimme nicht einmal annähernd so sehr mit wie sonst, wenn er wütend war. Mir wurde langsam klar, worum es ging. Es brannte auf meiner Zunge, dieses Wort, dieser Begriff … *Alkoholiker*.

»Es ist nicht deine Schuld …«, entgegnete Tess ruhig, immer noch leise. Doch das schien Grace nicht im Geringsten zu beruhigen. Ich verstand noch viel zu wenig von ihm, um zu begreifen, warum Tess es jetzt gesagt hatte. Grace starrte immer noch ins Nichts, als wäre er völlig allein, nur Tess' Stimme in seinem Ohr.

»Nein, ist es nicht. Was hätte ich auch tun sollen? Er hat doch nie begriffen, was er tat«, murmelte Grace kraftlos, seine Augen fokussierten sich wieder. Er war zurück auf der Intensivstation, sein Blick wanderte zum Sichtfenster. Grace musste nichts sagen, er musste nicht mal das Gesicht verziehen und trotzdem strömte Trauer und Verzweiflung aus jeder einzelnen Pore. Ich hatte keine Ahnung, woran das lag, dass es so offensichtlich war, obwohl er doch eigentlich nichts tat. Während ich über diesen Fakt grübelte, kam mir ein anderer Gedanke, nämlich dass Grace — obwohl er allein lebte — seinen Vater sehr lieben musste. Sonst würde er jetzt nicht wie eine fremde Person wirken.

Tess seufzte lautlos. »Ich hol dir was zu trinken«, sagte sie leise und erhob sich. Dann ging sie schnell den Flur entlang und verschwand, um für Grace etwas Flüssiges zu besorgen.

Ich fühlte mich auf einmal seltsam verlassen. Leider gab es keine Gebrauchsanweisung für einen starren Grace, der wie ein Häufchen Elend auf der Bank saß, und ich hatte absolut keine Ahnung, was ich jetzt hätte tun können, außer wie ein Idiot neben ihm zu sitzen. Tess hatte gesagt, ich solle einfach da sein, aber einfach da sein war noch nie meine Stärke gewesen sein. Ich konnte Freunden nicht einfach beim Trauern zusehen und dabei still und tatenlos daneben sitzen. Ich wusste, was ich bei Tess getan hätte, wenn sie traurig wäre, bei Sally … aber bei Grace? Fieberhaft überlegte ich, was ich hätte tun können. Etwas Harmloses, was ihn nicht dazu verleiten würde, mich zu töten, wenn ich ihm noch näher kam.

»Du weißt nicht zufällig, wo ich auf die Schnelle eine neue, passende Leber herbekomme?«

Ich wäre fast zusammengezuckt. Als ich den Blick hob, starb ich beinahe. Grace sah mich direkt an, konzentrierte Aufmerksamkeit lag in seinen Augen. Gut, spätestens

jetzt hatte er meine Anwesenheit also bemerkt. Dass er mich noch nicht von der Station gejagt hatte, konnte nur ein gutes Omen sein.

»Bei eBay vielleicht …«

Ach. Du. Scheiße. Geh und schaufel' dir selbst ein Grab, Dion, etwas Taktloseres hättest du wirklich nicht sagen können, dachte ich. In dem Moment verspürte ich für wenige Sekunden den Drang, mir selbst die Leber aus dem Körper zu reißen und sie Grace kriechend anzubieten. Das wäre das Mindeste gewesen, was ich ihm nach meiner dummen Aussage hätte anbieten können. Ich hätte mich ohrfeigen sollen, den Kopf gegen die Wand hämmern, ich hätte Grace die Füße küssen und ihn um Verzeihung bitten müssen, aber ich war selbst so geschockt von mir selbst, dass ich nichts davon tat.

Mit aufgerissenen Augen sah ich ihn an — und stutzte. Grace lächelte schwach. Ein Anflug ehrlichen Amüsements war zu erkennen, aber es reichte bei Weitem noch nicht aus, um seine Laune wirklich zu heben. Aber … abgesehen davon … er … er … na ja … er *lächelte*. Er raste nicht vor Wut, er schrie nicht, er sah auch nicht aus, als wollte er mich umbringen. Seine Züge waren ein wenig weicher geworden, aber sie verhärteten sich schnell wieder, als die Erheiterung abklang.

»Ja«, meinte Grace beinahe lautlos. »Bestimmt.«

Vorsichtig legte ich probehalber einen Arm um seine Schulter. Er ließ es geschehen.

»Tut mir leid«, murmelte ich entschuldigend. »Das war … unangebracht.«

Grace schaute mich an, ich hatte keine Ahnung, woran er wohl gerade dachte, aber er sagte nichts. Zu gern hätte ich ihm geholfen, hätte irgendetwas gesagt, was ihn aufbauen würde. Aber ich wusste nichts. Ich wusste nicht mal, was ihm in dieser Situation geholfen hätte. Tess hätte es gewusst, aber sie war gerade nicht da. Sie hätte bestimmt auch keinen eBay-Spruch geliefert. Es wäre besser gewesen, wenn ich das Wasser holen gegangen wäre.

Doch das war der Moment, in dem mein Hirn unwillkürlich sagte: »Nein, es ist gut so, dass Tess gegangen ist.« Denn in diesem Augenblick beugte Grace sich vor und umarmte mich.

Er. Umarmte. Mich.

Ich konnte fühlen, wie seine Finger den Stoff meines Hemds an meinem Rücken rauften, als er sich hineinkrallte. Ich konnte seine Wärme an mir spüren. Ich fühlte seinen kühlen Atem auf meinem Nacken, fühlte sein Herz gegen meine Brust schlagen. Ich roch ihn. Und, oh, Gott, er roch so gut.

Mein Kopf war blank, so leer, wie schon lange nicht mehr. Für einen kleinen Augenblick kam es mir so vor, als wäre jede Funktion meines Körpers für mindestens einen Herzschlag ausgesetzt. Erst dann schickte mein Hirn das Signal an meine Arme und ich legte sie um Grace. Es fühlte sich berauschend an. Nicht nur, weil er mich von

sich aus umarmte. Rein von der Fläche her betrachtet, war dies die größte Umarmung. Noch nie hatte ich so viel Grace in den Armen gehabt wie jetzt. Nicht mal, als ich ihm zu Weihnachten die Schokolade vom Gesicht gele— oh … jetzt nur nicht daran denken. Und obwohl damals sogar Zungeneinsatz gewesen war, war diese Umarmung jetzt besser als alles Vorangegangene. Einfach nur, weil Grace es aus freiem Willen von sich aus tat.

Ich wusste nicht, wie lange wir so dasaßen, aber die Umarmung war viel zu schnell wieder vorbei. Sein Duft kribbelte immer noch in meiner Nase. Jetzt würde es nur noch schlimmer werden, bei ihm zu sein und ihn einfach nur anzusehen und zu hoffen, dass er meine Nähe akzeptierte. Jetzt, wo ich wusste, wie es sich anfühlte, ihn festzuhalten. Und obwohl es das noch schwerer machte, war ich froh, dass ich überhaupt wusste, was es für ein Gefühl war, Grace zu umarmen, richtig zu umarmen. Mein gesamter Körper schien darauf zu brennen, ihn bei der nächsten Gelegenheit wieder in den Arm zu nehmen. Es würde nur keine nächste Gelegenheit geben …

Ich fuhr Grace nach Hause, nachdem Tess viel Überzeugungskraft hatte aufbringen müssen, ihn überhaupt aus dem Krankenhaus zu bekommen. Vermutlich wäre er die ganze Nacht dortgeblieben, für den Rest der Woche … bis sein Vater eine neue Leber bekommen hatte. Tess hielt ihn fest, als er wieder reingehen wollte, sie klammerte sich regelrecht an ihn und bettelte förmlich, dass er sich das nicht antat, auf ewig auf der Intensivstation zu sitzen und zu warten, bis die notwendige Rettung für seinen Dad kam. In solchen Momenten wurde einem erst wahrhaftig bewusst, welche Ausmaße und Tiefe die Freundschaft zwischen Tess und Grace hatte. Es gab niemanden, der ihn besser kannte, und ebenso wenig gab es jemanden, der sie besser kannte.

Tess verbrachte im Anschluss zehn Minuten damit, sich bei Grace zu entschuldigen, dass sie los musste. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, ihre Brüder von ihren AGs abzuholen, da ihre Eltern heute verreist waren und es sonst niemanden gab, der die Aufgabe hätte übernehmen können. Aber Grace beruhigte sie, gab ihr zum Abschied einen Kuss auf die Stirn und winkte, als sie davon ging. Ich hatte fast die Befürchtung, er würde sich sofort wieder ins Krankenhaus stürzen, aber er blieb einfach stehen und starrte wieder vor sich her. Solange, bis ich ihm anbot, ihn nach Hause zu bringen. Grace wirkte, als wäre er versucht gewesen, abzulehnen, aber er stimmte zu.

Ich folgte ihm in die Wohnung. Er streifte sich die Schuhe von den Füßen und warf sie achtlos von sich. Seine Jacke glitt von seinen Schultern und Armen. Grace ließ sie dort liegen, wo sie den Boden berührte. Ich konnte verstehen, warum ihm im Moment einige Dinge einfach egal waren. Leise zog ich die Haustür hinter mir zu. Mir war klar, dass ich mich gerade selbst eingeladen hatte, aber … Freunde mit Problemen ließ man nicht einfach so allein.

Grace war aus dem Flur verschwunden, aber ich lief ihm nicht nach. Stattdessen bog ich in die Küche ab, füllte Wasser in den Wasserkocher, bevor ich diesen anstellte, und suchte dann nach einem Becher und einem Teebeutel. Die Küche war erstaunlich gut aufgeräumt und sortiert. Alles schien seinen Platz zu haben. Ich warf den Beutel in den Becher und wartete, bis der Kocher fertig war. Ich füllte das Wasser ein, dann ließ ich den Tee für einige Minuten ziehen. In der Wohnung war es still, als wäre niemand

außer mir hier. Insgeheim hoffte ich, dass Grace gerade nicht im Bad über der Wanne hing und sich die Pulsadern aufschnitt, aber das war wohl viel eher eine Klischeevorstellung aus irgendwelchen Filmen.

Ich zog den Beutel aus dem heißen Wasser und warf ihn in die Spüle. Mit dem Becher in der Hand trat ich in den Flur. Da sickerte mir ins Gedächtnis, dass ich bis jetzt nur einmal hier gewesen war und über die Küche und den Flur war ich damals nicht hinausgekommen. Zwei weitere Türen führten vom Flur ab, eine davon war offen. Ich warf einen Blick in den geöffneten Raum. Es war das Wohnzimmer. Leise schlich ich weiter, bis zur geschlossenen Tür und blieb davor stehen. Kurz starrte ich sie an, dann holte ich tief Luft und klopfte. Es kam keine Antwort. Ich klopfte noch mal und es blieb wieder still.

Vorsichtig drehte ich die Klinke und öffnete die Tür, um einen Blick hineinzuwerfen. Als ich erkannte, was sich dahinter befand, stieß ich sie ganz auf. Eigentlich hätte ich mir getrost die Hand vor die Stirn schlagen können. Da stand ich vor Grace' Badezimmer und dachte, es wäre sein Schlafzimmer. Kein Wunder, dass keine Antwort gekommen war. Peinlicher wäre es wohl gewesen, wenn er mich a) dabei gesehen hätte, wie ich vor dem Klo stand und klopfte oder/und b) er tatsächlich auf der Toilette gewesen wäre, während ich hier stand und gegen die Tür hämmerte. Aber es war mir, trotz dem niemand mich dabei gesehen hatte, peinlich.

Ich betrat das Wohnzimmer und schaute mich um. Eine angelehnte Tür führte in einen weiteren Raum. Um sicherzugehen, dass ich diesmal richtig war, vergrößerte ich den Spalt, um hineinzublicken.

Grace lag zugedeckt im Bett, mit dem Rücken zur Tür. Ich klopfte leise, als Ankündigung, dass ich reinkam. Er blieb still liegen. Schlief er schon? Wäre wohl nicht undenkbar. Vorsichtig stellte ich den Becher mit dem Tee auf dem kleinen Nachttisch ab, der neben dem Bett stand, und wollte mich wieder umdrehen und gehen, als er sich mir zuwandte. Er schlief also doch nicht.

»Grace, ich hab dir Tee gemacht«, sagte ich und deutete dabei auf den kleinen Tisch. Er folgte meinem Wink kurz mit den Augen, dann sah er mich wieder an. Da er wach war, würde ich also wohl noch bleiben können … Grace hätte es mir sicherlich gesagt, wenn er wollte, dass ich ging. Ich zog mir einen Stuhl ans Bett, über dessen Rückenlehne ein paar seiner Sachen lagen. Grace hatte in dieser Situation etwas von einem kleinen, kranken, hilfsbedürftigen Kind. Aber das hätte ich ihm niemals gesagt. Nach der eBay-Nummer dürfte ich eigentlich gar nichts mehr sagen.

Wir schwiegen eine Weile. Wie so oft, wenn wir allein waren. Irgendwie gab es immer eine Barriere zwischen uns. Aus irgendeinem Grund konnten wir kein fließendes Gespräch führen, wenn sonst niemand dabei war. Es gab zwar auch diese angenehmen Stillen zwischen Freunden, wo man einfach nichts sagen musste, aber so etwas war es zwischen ihm und mir nie. Zumindest sah ich das so. Das Schweigen, das immer zwischen uns herrschte, war unangenehm. Ich wollte immer etwas sagen, aber nichts erschien richtig.

»Du kannst mich Ethan nennen«, sagte er dann auf einmal. Ich schaute ihn überrascht

an. Mir war schleierhaft, wie er jetzt darauf gekommen war. Warum sollte ich ihn denn mit seinem Nachnamen anreden …? Störte es ihn, wenn ich ihn bei seinem Vornamen rief? Offensichtlich.

»O-Okay …«, murmelte ich. Ich kam mir vor wie ein Vollidiot. Irgendwie war das kränkend. Ich senkte den Blick auf meine Hände, um ihn nicht ansehen zu müssen; um ihm keine Angriffsfläche zu bieten. Grace hätte es sicherlich erkannt, dass ich mich … dass mich seine Bitte nicht gerade glücklich machte.

»Mein Vorname«, meinte er und ich sah wieder auf. Er verwirrte mich immer wieder. Irgendwie hatte er diese eigenartige Eigenschaft, ständig aus dem Stegreif irgendwelche zusammenhanglosen Dinge zu sagen, die ich nicht verstehen konnte.

»Was?« Meine Standardantwort. Oder Frage. Wie auch immer.

»Ethan … eigentlich heiße ich Ethan …«

Ich fühlte mich, als wäre neben meinem Kopf irgendwas explodiert. Also … nicht so körperteile-abreißen-mäßig, sondern na ja … gedankliche Volltrefferdetonation oder so was. Ach. Verdammt. Gedankengülle.

»Ich … ich glaube, ich … verstehe nicht. Ich meine, doch … doch, ich verstehe schon … aber … hä?«, stotterte ich hervor, während ich ihn irritiert ansah. Irgendetwas huschte kurz über seine Züge, aber es war zu schnell weg, als dass ich es hätte deuten können. Grace sah mich aufmerksam an. Ein winziges Grinsen legte sich auf seine Lippen. Wirklich minimalistisch, aber … er grinste.

»Ich heiße nicht Grace Ethan, wie es auf meiner Schulakte steht, oder in den Kursbüchern oder Arbeiten. Das ist nur so etwas wie ein Pseudonym«, erklärte er ruhig. Leben war in seine Augen zurückgekehrt. Sie wirkten nicht mehr so trüb wie noch kurz zuvor, aber sie hatten auch nicht ihre volle Stärke und Ausdruckskraft zurück.

»Soll das heißen, du heißt eigentlich Peter Parker und bist Spiderman?«

Gedankengülle und Wortkotze. Eine wirklich ernsthaft bedenkliche Kombination. Ganz, ganz schlimm.

Grace' Grinsen wurde breiter, als er den Kopf schüttelte. Na, zumindest einer von uns hatte seinen Spaß. Der, der dringend Ablenkung brauchte. Das war ein tröstender Gedanke, auch wenn ich mich gerade wieder vor ihm zum Affen machte.

»Nein. Ich hab kein Alter-Ego, da muss ich dich enttäuschen«, meinte er und zog die Decke bis unter sein Kinn. Sein Grinsen verblasste, als er weiter sprach. »Ich heiße — und so steht es auf meiner Geburtsurkunde — Ethan Grace. Mein Vorname ist Ethan, nicht Grace.«

»A-Aber … wieso …?«

Warum machte er das? Vermutlich hätte er mich ausgelacht, wenn er jetzt die Kraft dazu gehabt hätte. Jedes Mal, wenn ich dachte, zumindest etwas über ihn zu wissen oder verstanden zu haben, kam er mit irgendwelchen anderen Dingen und rammte mich wieder aus der Bahn, so dass ich im Prinzip wieder bei Null anfangen musste. Das war eindeutig ungerecht.

»Na ja … das hat mit meiner Familiengeschichte zu tun«, sagte er, leiser diesmal. Jede Erheiterung war wieder verglommen und Grace wirkte wieder, wie ein fragiles Porzellanpüppchen, wie meine Oma sie sammelte. Was machten die jetzt eigentlich in meinem Kopf …? Gab es eigentlich Pillen gegen Gedankenkontrollverlust? Aber ich hielt die Klappe und den Atem an, als ich meinte, den Ansatz einer Erklärung herauszuhören. Zumindest verstand ich jetzt, warum Tess nach einem Everett Grace gefragt hatte. Das erklärte die Sache natürlich.

»Meine Mom hat meinen Dad und mich verlassen, als ich zehn war. Damals ist meine kleine Welt zusammengebrochen. Ich dachte, sie wäre wegen mir gegangen. Aber als ich älter wurde, ist mir klar geworden, dass es nicht an mir lag. Dass es nicht meine Schuld gewesen ist. Ich konnte nicht verstehen, warum Dad nie um sie gekämpft hat, nicht mal versucht hat, sie zurückzugewinnen. Er hat es einfach akzeptiert, dass sie gegangen ist. Als die Scheidungspapiere kamen, hat er sie sofort unterschrieben. Er hat einfach losgelassen. Ich war damals wütend auf ihn, weil er nichts unternahm, um sie mir zurückzugeben. Wir haben uns zwar nie deswegen gestritten, aber ich denke, es hat ihn ziemlich verletzt, was ich ihm mit zehn oder elf so alles an den Kopf geworfen habe.«

Ich schwieg, um ihn nicht am Reden zu hindern. Er sprach über sich. Er sprach über seine Familie. Dann war das jetzt wohl das dritte Mal, dass er das tat und ich war die zweite Person, die davon erfuhr. Das musste ein weiteres, gutes Omen sein.

»Irgendwann hat Dad angefangen zu trinken. Ich weiß nicht mal mehr genau, wie es dazu gekommen ist. Er verlor seinen Job und trank noch mehr. Ich versuchte da immer, so viel Zeit wie möglich außerhalb des Hauses oder nur in meinem Zimmer zu verbringen, damit ich ihm nicht über den Weg lief. Ich hatte Angst, dass er mich anschreien würde. Aber das hat er nie getan. Es war eigenartig … aber er war nie … aggressiv oder gewalttätig. Er war fröhlich, lachte viel. Er kaufte mir auf seinen Streifzügen nach Alkohol eine Menge Zeug, mit dem meisten konnte ich nichts anfangen. Irgendwann … war seine Trunkenheit der Normalzustand. Er merkte nicht mal, was er da tat. Wodka musste für ihn wie Wasser geschmeckt haben. Trotz allem … war er liebevoll. Es ist schwer zu glauben, aber das war er wirklich. Immer gewesen, auch bevor er zum Alkoholiker wurde. Aber das war der Zeitpunkt, wo ich begann, ihn von meinem Leben auszugrenzen.«

Mein Hirn sog jedes Wort auf wie ein Schwamm. So wenig ich mir Matheformeln merken konnte, umso besser behielt ich Grace' Erzählung.

»Sein Alkoholismus war mir peinlich. Ich schämte mich für ihn, auch wenn er nichts … na ja … er tat nichts. Aber wer geht schon öffentlich damit prahlen, dass der Vater ein Alki ist? Ich fälschte seine Unterschrift, gab Zettel für Elternversammlungen oder so etwas nicht weiter. Ein paar Mal nahm ich den Anlauf, um ihn dazu zu bewegen, einen

Entzug zu machen. Aber er hat immer nur gelacht und gefragt: ›Entzug? Wovon? Von dir?‹ und dann hat er wieder gelacht und gesagt, dass er es doch gar nicht ohne mich aushalten könne.«

Grace setzte sich langsam auf und nahm den Tee. Vorsichtig nippte er an dem heißen Wasser, sein Blick wie vorhin auf ein Bild gerichtet, das nur er allein sehen konnte. Zu gern hätte ich jetzt in seinen Kopf geschaut, um zu wissen, was er sah. Ich blieb stumm.

»Mit vierzehn … zog ich aus. Ich konnte nicht mehr. Ich konnte ihm nicht dabei zusehen, wie er sich Tag um Tag betrank und sich selbst zerstörte. Ich war ein Kind, ich wusste nicht, was ich hätte tun sollen. Ich wusste nur, dass ich ihm nicht seinen Alkohol liefern wollte. Die Wohnung und der Unterhalt … das finanzieren meine Großeltern mütterlicherseits. Sie mögen meinen Dad sehr und konnten nie verstehen, warum Mom einfach so gegangen ist. Ihre Versuche Dad zu einem Entzug zu bewegen, sind genauso gescheitert wie meine. Sie haben ihn auch nicht zwangseinweisen lassen, weil es keinen Sinn gehabt hätte. Zuerst wollten sie, dass ich bei ihnen einziehe, aber das hätte bedeutet, dass ich eine völlig fremde Stadt ziehen müsste und das wollte ich nicht. Auf die Art und Weise wollte ich ihn nicht verlassen. Ich blieb in der Stadt, ich behielt meinen Vater in meiner Nähe, aber ich drehte meinen Namen um. Ich meldete mich auf einer anderen Schule an und lebte die erste Zeit unter der Aufsicht von den Freunden meiner Großeltern. Sie kamen regelmäßig, um nach mir zu sehen und so weiter. Wie das nun mal ist bei einem Vierzehnjährigen. Mit sechzehn hörte es auf. Es ist nicht gerade das Ideal auf Kosten meiner Großeltern zu leben, auch wenn sie durchaus bereit sind, mir mehr zu geben, als das, worum ich bitte. Na ja … jedenfalls … rede ich nicht über meine Familie. Ich habe eine flatterhafte Mutter und einen alkoholkranken Vater. Damit will ich mich nicht brüsten.«

Grace trank weiter von seinem Tee. Es blieb wieder still zwischen uns, während ich darüber nachdachte, was er mir erzählt hatte. Mir schwirrte der Kopf vor lauter Freude, weil er mir dieses Geheimnis anvertraut hatte. Etwas, worüber er sonst nie sprach. Das musste einfach ein Schritt nach vorn sein.

Ich verurteilte ihn nicht für seine Familie. Dazu hatte ich nicht einmal das Recht. Jeder von uns hatte wohl seine Abgründe und Dinge, über die er nicht gern sprach. Aber für Grace musste dieses Thema ausgesprochen schwierig sein, sonst hätte er sich nicht so verschlossen. Vermutlich hatte ich nicht einmal annähernd eine Vorstellung davon, wie es für ihn war, so zu leben. Er hüllte sich in Schweigen und zeigte sich so anders. Ich fragte mich unwillkürlich, ob es jemanden in seinem Bekanntenkreis gab, der überhaupt vermutete, dass hinter Grace' sarkastischer und manchmal doch sehr verletzender Art eine solche Geschichte steckte. So war es doch meistens und trotzdem … trotzdem dachte niemand wirklich darüber nach. Es war ein unsichtbarer Teil einer Person, die wir kannten und vielleicht auch ›Freund‹ nannten, aber deren unsichtbarer Part einfach unsichtbar bleiben sollte.

»Was ist jetzt mit deiner Mom?«, fragte ich zögerlich. Eigentlich hätte ich keine Fragen stellen sollen, aber ich hatte die Möglichkeit, etwas über ihn zu erfahren, was es mir vielleicht leichter machte, ihn zu verstehen. Diese Gelegenheit wollte und konnte ich

nicht einfach so verstreichen lassen.

»Weiß ich nicht«, antwortete Grace langsam. »Ich hab seit acht Jahren nichts von mehr von ihr gehört oder gesehen. Ich weiß nicht, wo sie wohnt; ich weiß nicht, was sie macht.«

»Willst du es denn gar nicht wissen? Ich meine, sie ist deine Mutter.«

Grace lächelte flüchtig, humorlos. »Meine Mutter, die mich verlassen hat, als ich sie gebraucht habe. Weißt du, ich denke, eine Mutter, die ihr Kind einfach so verlässt, kann es nicht aufrichtig genug lieben. Sie ist gegangen und ich hatte nicht mal die Option, ob ich mitgehen konnte oder nicht. Das hätte es nicht leichter gemacht, aber ebenso wenig, wie Dad sich darum bemüht hat, sie zurückzubekommen, ebenso wenig hat Mom Wert darauf gelegt, mich bei sich zu haben. Also … nein, ich will es nicht wissen. Sie hat sich in den acht Jahren kein einziges Mal gemeldet. Für mich heißt das, dass sie genauso wenig über mich wissen will wie ich über sie. Ich hab mich damit abgefunden. Abgesehen davon lasse ich mich irgendwann von den Goodchilds adoptieren, dann ist alles wieder in Butter.«

Den letzten Satz sprach er wieder mit dieser vertrauten Art, die ich von ihm kannte.

Ich kam nicht umhin, ihn auf gewisse, stille, traurige Art und Weise dafür zu bewundern, wie er seine Situation meisterte. Vielleicht war ich ihm nicht so ganz unähnlich. Meine Eltern haben mich zwar nicht verlassen und waren auch keine Alkoholiker, aber dass sie Ärzte waren, hat es nicht immer einfach gemacht. Aber es ist wohl einfach so, dass man die Dinge besser verstehen lernt und lernt, mit ihnen umzugehen, wenn man älter wird. So bitter diese Tatsache auch war.

Aus Grace hatte dieses Lernen einen sehr unabhängigen Menschen gemacht, dafür aber auch einen sehr verschlossenen, für den es ausgesprochen schwer war, Vertrauen zu jemandem zu fassen. Aber es machte mich glücklich, dass er mir dieses Vertrauen schenkte. Eine Geste, die in seiner Welt mehr Wert war als alles andere überhaupt.

___
tbc.